

Heft 8/2011

Germanistik in der Schweiz

Zeitschrift der
Schweizerischen Akademischen
Gesellschaft für Germanistik

Herausgegeben von Michael Stolz und Robert Schöller

Sonderdruck

germanistik.ch
Verlag für Literatur- und Kulturwissenschaft

Soll die Germanistik in der Schweiz verschweizern?

von PETER UTZ

The German Studies in Switzerland, at its peripheral position, has been challenged to self-definition. My talk pleads for a self-aware exploitation of this special situation. On the one hand, Switzerland as a multicultural environment enables an intercultural opening within thematic and methodic fields, as it is generally envisaged by German Studies. On the other hand, one has to face the specific challenges that arise within the country, from which the academic subject area partly obtains its legitimacy and financial resources. Thus there should be more involvement of the past and current literary production in Switzerland, as well as its linguistic, cultural, and media contexts. From both perspectives, the German Studies in Switzerland could develop subject matters that are both innovative and independent.

Der Vorstand der SAGG hat sich und mich vor eine nicht ganz leichte Aufgabe gestellt. Es wäre unverfänglicher, statt über ‹Germanistik in der Schweiz› zum Beispiel über das ‹Tulpenzüchten in der Schweiz› zu sprechen. Auch hier hätten wir es allerdings mit einer Kulturpflanze zu tun, die zwar über fast alle Kontinente verbreitet ist, bei der jedoch auch die besonderen Voraussetzungen von Klima und Boden, bestimmte lokale Züchtungstraditionen und spezifische Ansprüche des hiesigen Publikums zu berücksichtigen wären.

Die Kultivierung der ‹Germanistik in der Schweiz› stellt aber noch heiklere Fragen, die sie auch von anderen akademischen Fächern abheben. Ich vermute, dass sich unsere Schwestergesellschaften nicht analog fragen nach der ‹Biologie in der Schweiz› oder selbst nach der ‹Kunstgeschichte in der Schweiz›. Unser Fach hat offenbar ein spezifisches Definitions- und Legitimationsproblem. Und dies nicht erst, seit man hier in Zürich zu Wahlkampfzwecken die Frage nach der nationalen Herkunft der Unterrichtenden an den schweizerischen Universitäten hochgekocht und sie auch mit der Definition unseres Faches vermischt hat. Trotzdem oder gerade deshalb müssen wir uns dieser Frage stellen. Die Frage ist legitim, weil sie eine Frage der Legitimität unseres Fachs ist.

Ich versuche dies im Folgenden als Literaturwissenschaftler, der seit langer Zeit in der Westschweiz lebt und arbeitet, aber intensive Kontakte zur deutschsprachigen Schweiz und Deutschland unterhält. Meine Erfahrungen und die Postulate, die ich im Folgenden skizzenhaft daraus ableiten möchte, sind also auf einer besonderen lokalen Situation begründet. Doch ich denke, dass es sinnvoll ist, genau davon auch auszugehen, wenn man sich überlegen will, was denn die ‹Germanistik in der Schweiz› ausmacht und was sich daraus für ein spezifisches Selbstverständnis und für besondere Aufgaben ableiten.

Das Definitionsproblem liegt in beidem: in der ‹Germanistik› und in der ‹Schweiz›. Über die Wissenschafts- und Begriffsgeschichte der ‹Germanistik›, ihre ideologischen Schattenzonen und historischen Belastungen, brauche ich hier nicht zu sprechen. Trotzdem nennen wir uns, nennt sich auch unsere Gesellschaft ‹Schweizerische Akademische Gesellschaft für *Germanistik*›. Der Begriff dient dabei als Klammer zwischen unseren verschiedenen Teilbereichen, traditionellerweise der Neueren deutschen Literaturwissenschaft, der Sprachwissenschaft und der Mediävistik. Jeder dieser Teilbereiche definiert sich über einen Gegenstandsbereich, der unterschiedlich konstituiert ist, sich aber heute kaum mehr ‹nationalen› Kriterien unterwirft. Mit der ‹Deutschen Literatur› beispielsweise kann ja nur die ‹Literatur deutscher Sprache› gemeint sein, denn sonst müssten wir streng genommen die Finger von Kafka, Stifter oder Dürrenmatt lassen. Dieser gemeinsame Nenner der deutschen Sprache, der allein die Einheit der ‹Germanistik› bestimmt, ist aber in sich enorm vielfältig und polyzentrisch; ihre vielfältigen lokalen Ausprägungen stehen immer in einem Spannungsverhältnis zur einheitlichen Norm, und dies natürlich besonders an ihren Rändern, zum Beispiel in der Schweiz.

Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die Germanistik ‹in der Schweiz›? Ist sie in Bern eine andere als in Berlin oder Boston? – Die Antwort ist zunächst sicher eine negative. Denn Methoden und Standards folgen in der Wissenschaft, wenn sie denn eine sein will, je länger je weniger nationalen Grenzen. Es gibt sicher keine spezifischen Instrumente einer helvetischen Germanistik, kein Schweizer Soldatenmesser mit einer speziellen Germanistenklinge. Dass die Germanistik in der Schweiz Teil eines internationalen Wissenschaftsraums ist, macht sie erst stark und für diesen wiederum attraktiv. Ohne diese Vernetzung der Fragestellungen, der Standards und der wissenschaftlichen Öffentlichkeit durch Projektpartnerschaften, Tagungen und Publikationen in den international anerkannten Verlagen und Publikationsforen würde sie den Anschluss an die Entwicklung des Faches verlieren. Es gilt sie in jedem Fall zu erhalten.

Dabei stellt sich jedoch – mit einer in der letzten Zeit in Deutschland wieder diskutierten Unterscheidung – die Frage: Gehört die Germanistik in der Schweiz eigentlich zur ‹Inlands-› oder zur ‹Auslandsgermanistik›? – Man müsste am Fall der Schweiz diese Unterscheidung ihrerseits problematisieren: Einerseits liegt für den Deutschen Germanistenverband schon Basel im ‹Ausland›, andererseits zählt sich die Germanistik auch in Lausanne oder Genf, weil sie ausschliesslich in deutscher Sprache betrieben wird, eigentlich zur ‹Inlandsgermanistik›. Gleichzeitig beginnt bereits in Basel die Grenzzone zur französischen Sprachwelt. Darum könnte und müsste jene interkulturelle Öffnung, wie sie die Germanistik weltweit postuliert, schon in der Schweiz beginnen. Die Germanistik in der Schweiz könnte ihre spezifische Position nicht nur am Rande des deutschen Sprachraums, sondern auch in der Kontaktzone mit den

homologen Wissenschaften der Nachbarn besser nutzen. Das gilt besonders auf der Ebene der Methoden. So stelle ich als deutschsprachiger Literaturwissenschaftler in der Westschweiz, die stark von den aktuellen Paradigmen der französischsprachigen Literaturwissenschaft geprägt ist, fest, wie langsam neue Fragen und Erkenntnisinteressen die Sprachgrenzen überwinden. Wie lange es brauchte, bis FOUCAULT den deutschen Sprachraum erreichte, ist bekannt. Oder: Die französische Diskussion um die <Autofiction> hält seit 30 Jahren an – erst jetzt wird der Begriff zaghaft im deutschsprachigen Raum eingeführt. Umgekehrt gibt es für die <Autorschaft> im Französischen noch nicht einmal einen äquivalenten Begriff, obwohl die entsprechenden Diskurse wesentlich von BARTHES oder FOUCAULT inspiriert worden sind. Auch unsere Fragestellungen und Metadiskurse sind also sprachkulturell vorgeprägt. Besonders zwischen dem Deutschen und dem Französischen ist dabei die Permeabilität gering. Die Germanistik in der Schweiz hätte hier die Chance, zur Plattform eines interkulturellen Meta-Diskurses zu werden. Aus der Randlage, in der sie sich immer vermutet, würde sie dann in das Zentrum von neuen Austauschbeziehungen rücken.

Natürlich ist die Germanistik in der Schweiz jedoch primär auf Deutschland orientiert, gehört insofern also zu dem, was man in Deutschland als <Inlandsgermanistik> bezeichnen würde. Das gilt methodisch ebenso wie institutionell, das gilt für die Dreiteilung des Fachs ebenso wie für die Organisation der <Deutschen Seminare> oder der <Institute für Germanistik>. Dies sichert ihnen die Kompatibilität auf allen Stufen. Dagegen gibt es nur wenige Institutionen, die innerhalb der Germanistik eine spezifisch <schweizerische> Aufgabe haben, und diese stehen meist als Annexinstitute etwas abseits von akademischer Lehre und Forschung. Dies hat allerdings negative Folgen: Im Bereich der Literaturwissenschaft ist es beispielsweise bedauerlich, dass das Schweizerische Literaturarchiv in Bern, das sich zunehmend auch um die wissenschaftliche Auswertung seiner Archivschatze bemüht, nicht direkter in die akademische Lehre und Forschung integriert ist. Denn dort fehlen meist die entsprechenden Voraussetzungen und Interessen. Das macht es auch schwer, den Nachwuchs für die Archive zu interessieren und ihm über sie auch neue akademische Karriereperspektiven anzubieten. Anders als etwa an verschiedenen Universitäten Österreichs oder an der Humboldt-Universität in Berlin, die ein eigenes <Archiv für Regionalliteratur> betreibt, gibt es in der Schweiz keinen literaturwissenschaftlichen Lehrstuhl mit einem entsprechenden speziellen Profil. Mit dem <Centre de recherche sur les lettres romandes> in Lausanne kennt nur die Romandie einen – allerdings kleinen – akademischen Ort, der Lehre und Forschung, Archivierung und Edition vereinigt. Zwar finden sich zu Teilbereichen der Literatur aus der deutschsprachigen Schweiz immer noch recht viele kompetente Forscherinnen und Forscher. Sie sind jedoch meist nicht hauptamtlich an den Universitäten tätig und deshalb etwas isoliert, obwohl seit ein

paar Jahren die <Gesellschaft zur Erforschung der Deutschschweizer Literatur> dieser Isolation entgegenzuwirken versucht.

Deshalb gibt es auch kaum eine breitere und längerfristig perspektivierte Forschung in diesen Bereichen. Wenn früher an den germanistischen Instituten der Schweiz immer auch eine besondere Aufmerksamkeit der Literatur aus der Schweiz und ihren historischen, kulturellen und sprachlichen Voraussetzungen galt, so ist dies heute höchstens noch punktuell der Fall. Dies könnte sich nicht nur für die Sache, sondern auch wissenschaftspolitisch langfristig als sehr nachteilig erweisen. Denn die Finanzierung von Lehre und Forschung läuft immer noch weitestgehend über den Nationalstaat. Es sind die Kantone und der Bund, welche die Universitäten finanzieren, und es ist der *Schweizerische* Nationalfonds, der unsere Forschungsprojekte trägt. Das ist eine Binsenwahrheit, die wir uns immer wieder vor Augen halten müssen, denn sie unterscheidet uns radikal von den Tulpenzüchtern. Unsere Giesskanne hat ein Schweizerkreuz. Leicht möchte man darüber hinwegsehen, nur jene internationale <scientific community> im Blick, die dann doch auch wieder, aber eben anderswo, vorwiegend national oder sogar lokal finanziert wird. Symptomatisch, dass sich die wichtigsten Grossbaustellen der germanistischen Forschung und Edition immer auch lokal definieren und abstützen. Um Fontane kümmert man sich in Berlin, um Klopstock in Hamburg, um Mörike in Marbach, um Musil in Klagenfurt. Dies gilt auch für die Schweiz: Die historisch-kritische Ausgabe der Werke Gottfried Kellers liess sich nur in Zürich durchsetzen – schon in Basel wäre dies undenkbar gewesen. Gotthelf wird in Bern ediert – und nicht in Berlin, wo er zu Lebzeiten möglicherweise mehr Leser hatte. Robert Walser profitiert nun gleich mehrfach von seiner lokalen Anbindung: in Zürich und Basel durch die von WOLFRAM GRODDECK initiierte <Kritische Walser-Ausgabe>, die wesentlich durch den Schweizerischen Nationalfonds finanziert wird, und in Bern mit dem letztes Jahr eröffneten <Robert Walser-Zentrum>. Nur mit Hinweis auf Walsers biographischen Bern-Bezug war es dort möglich, die nötigen Mittel zu mobilisieren, welche die Archivierung und Dokumentierung zu Walser langfristig sicherstellen. Literatur scheint auch im Zeitalter der Globalisierung offenbar lokale Wurzeln zu brauchen, und seien es auch die eines erklärten Nomaden wie Walser, der allen <nationalen Masken>, wie er sie nannte, abhold war. Vor der Fassade des edlen Zunfthauses in der Berner Altstadt, in dem das Walser-Zentrum nun untergebracht ist, prangt ein Berner Bär.

Was heisst dies für die Germanistik in der Schweiz? – Sie hat offensichtlich dann eine hohe Legitimität, wenn sie plausibel an Gegenstände anknüpfen kann, die eng mit der kulturellen und historischen Situation der Schweiz verbunden sind. Dabei postuliere ich jedoch keineswegs eine <Schweizer Literatur>, die es in einer nationalstaatlich-monolithischen Form nie gegeben hat, schon gar nicht, wenn man sie mehrsprachig denkt. Im Gegenteil: die Literaturen aus der Schweiz sind ja immer doppelt orientiert, auf ihren lokalen,

helvetischen Kontext und ihre Referenzkulturen in Berlin, Paris oder Rom. So unterlaufen sie meist gerade jene nationalen Raster, von denen den Repräsentanten der <deutschen>, <französischen> oder <italienischen> Literatur viel eher die Vereinnahmung droht. Darum sind die Schriftsteller auch in der Schweiz nur selten zu tragenden Säulen eines nationalen Tempeldachs erstarrt; in der Schweiz sind Schriftstellerdenkmäler dünner gesät als in Deutschland oder Frankreich – das ist möglicherweise kein Unglück. Sicher kann man die <nationale> und identitätsstiftende Funktion von Literatur auch für die Schweiz untersuchen, doch dann so, dass man weder das nationale Raster noch den angeblichen <Sonderfall> bereits in die Fragestellung übernimmt.

Auch wenn es eine <Schweizer Literatur> nicht gibt, so gibt es doch Autorinnen und Autoren mit Schweizer Hintergrund, was noch nicht unbedingt heisst: mit Schweizer Pass. Ihnen müsste die Germanistik in der Schweiz ihre besondere Aufmerksamkeit zukommen lassen. Das erwartet man zu Recht von ihr, nicht zuletzt im Ausland. Gerade in Deutschland werden die Autoren mit Schweizer Herkunft häufig als solche etikettiert, ob sie es wollen oder nicht. Noch im November 2010 hat <Die Zeit>, gezielt vor allem natürlich auf ihre Schweizer Leser, die Schweiz zur <literarischen Großmacht> hochgejubelt und als Ursache für die besondere Kreativität der Autoren aus der Schweiz die produktive Differenz von Mundart und Standardsprache ausgemacht. Auch wenn hier die Sportberichterstattung, die ja ungeniert nationale Fahnen schwingen darf, ins Feuilleton übergeschwappt scheint, signalisiert dies doch auch jene besondere Zuständigkeit, die man der Schweiz für diese <ihre> Autoren zuerkennt. Das gilt – abseits der lautstarken Tribünen – etwa auch im <Deutschen Literaturarchiv> in Marbach, wo mir als Mitglied des <Wissenschaftlichen Unterausschusses> bei Fragen des Erwerbs oder der Erforschung von Autoren aus der Schweiz immer wieder signalisiert wird, dass dafür eigentlich die Schweiz zuständig sei. Dies analog zur Förderung und Auszeichnung der aktuellen literarischen Produktion, welche die Schweiz etwa mit der Kulturstiftung <Pro Helvetia> oder mit der <Schweizerischen Schillerstiftung> als ihre Aufgabe wahrnimmt und anerkennt.

Auch die Germanistik in der Schweiz hat hier eine Verantwortung. Sie müsste sich mit den Autoren mit Schweizer Hintergrund intensiver befassen, selbst wenn diese im Moment gerade nicht in einer europäischen Topliga spielen. Denn der Literatur aus der Schweiz droht die historische Tiefendimension, das Gedächtnis abhanden zu kommen. Bedeutende Autoren und Werke aus der schweizerischen Literaturgeschichte sind nicht mehr zugänglich. Dieser Prozess hat sich in den letzten Jahren beschleunigt. Dies hat viele Gründe, darunter auch die sich rapide ausdünnende Verlagslandschaft in der Schweiz. Aber auch der fehlende akademische Umgang mit diesen Autoren erzeugt keine entsprechenden Fragen und keine Nachfrage mehr. Zu Lebzeiten auch in Deutschland beachtete Autoren wie Hermann Burger oder Hans Bösch sind

nur wenige Jahre nach ihrem Tod höchstens noch mit zufälligen Titeln im Buchmarkt vertreten. Statt in der öffentlichen Diskussion zu irritieren, verstaubt Niklaus Meienberg in den Bibliotheken. Albin Zollinger, für den man noch in den achtziger Jahren im Zürcher Artemis-Verlag eine sehr respektable Werkausgabe veranstaltet hatte, ist mit dem Ende dieses Verlages vollständig aus dem Sortiment verschwunden. Mit dem Ende des Ammann-Verlages droht nun auch die Inglin-Werkausgabe des Verlages obdachlos zu werden. Dies sind nur einzelne Beispiele. Hinter den wenigen gewichtigen Autoren, in deren Ausgaben man in der Schweiz viel investiert, um sie im gesamten deutschen Sprachraum präsent zu halten, bricht ein breiteres Feld von Schriftstellerinnen und Schriftstellern weg, die ihr reiches, vielstimmiges literarisches Gedächtnis konstituieren.

Die Reihe «Schweizer Texte», die ich mit meinen Kollegen im Auftrag unserer Gesellschaft herausgebe, kann hier höchst punktuell gegensteuern. Doch ist ihre Existenz und ihre kontinuierliche Unterstützung durch die «Schweizerische Akademie für Geistes- und Sozialwissenschaften» allein schon ein Zeichen, dass der Staat auch in der Literatur eigentlich seine Verantwortlichkeit wahrnehmen würde im Umgang mit dem kulturellen Erbe. In anderen Bereichen, etwa bei der Architektur, ist dies längst eine anerkannte öffentliche Aufgabe. Dort werden Bauten erhalten und neu zugänglich gemacht, die zumeist zwar auch nur Ausflüsse von internationalen Stilrichtungen sind, also durchaus nichts spezifisch «Schweizerisches» verkörpern. Doch schlicht weil sie auf schweizerischem Boden stehen, engagiert sich die Öffentlichkeit für sie, mit ungleich höheren Beträgen als für die Literatur. Entsprechende grössere Forschungs- und Editionsprojekte, wie sie nur von etablierten universitären Institutionen getragen werden können, würden hier nicht nur Mittel mobilisieren, sondern die Germanistik auch in der Öffentlichkeit sichtbar machen.

Dies gilt auch auf den Schauplätzen der aktuellen Debatten, auf denen die Germanistik kaum präsent ist. Mit dem zeitgenössischen literarischen Schaffen in der Schweiz setzt sich die Literaturwissenschaft höchstens punktuell auseinander. Dabei hätte sie eigene Fragen, die sie auch von der Literaturkritik unterscheiden. Diese ist ohnehin in den letzten Jahren brutal ausgedünnt worden und hat dabei auch an der besonderen Aufmerksamkeit für das verloren, was im lokalen und helvetischen Kontext entsteht. Umso mehr hätte die Germanistik hier eine Aufgabe. Zu ihr könnte auch eine vertiefte Analyse der besonderen Bedingungen von Produktion, Distribution und Rezeption der Literatur in der Schweiz gehören. Auch eine vergleichende, historisch vertiefte Analyse der Medien der Literaturvermittlung wäre ein Desiderat. Zum Funktionswandel des Feuilletons beispielsweise oder zur Geschichte des Hörspiels in der Schweiz fehlen ausführlichere Studien. Solche Projekte wären motivierend für den Nachwuchs und legitimierend für das Fach.

In dieser Weise ergeben sich Fragen und Gegenstandsfelder für die Germanistik in der Schweiz aus deren historischen und kulturellen Voraussetzungen, ohne dass sie an ihren Grenzen Halt machen sollten. Selbstverständlich ist eine Studie zum Feuilleton oder zur Hörspielgeschichte der Schweiz nicht ohne den Blick auf die gesamte deutschsprachige Entwicklung möglich. Für aktuelle kulturwissenschaftliche Fragestellungen wäre die Schweiz ein reiches Feld. Dies gilt besonders auch für ihre sprachliche Situation, für die Mehrsprachigkeit *der* Literatur und für die Mehrsprachigkeit *in der* Literatur. Diese erscheint in einer globalen Perspektive heute ja nicht mehr als die Ausnahme, sondern als die Regel. In der deutschsprachigen Schweiz hat sie mit der medialen Diglossie von Mundart und Hochsprache eine reiche Palette von literarischen Ausdrucksmöglichkeiten entwickelt, die noch viel zu wenig systematisch erforscht worden ist. Auch der Kontakt mit den anderssprachigen Nachbarliteraturen und mit dem, was man mit einem an sich problematischen Begriff ‚Migrationsliteratur‘ nennt, würde mehr Aufmerksamkeit verdienen. Jene interkulturelle Öffnung, welcher sich die Germanistik seit längerem verschrieben hat, hätte an der Schweiz ein konkretes, bei aller Komplexität überblickbares Feld. Das setzt allerdings die Kenntnis mehrerer Landessprachen voraus, wie sie eigentlich auch für den aktiven Umgang mit den Institutionen der Bildungspolitik und der Forschungsförderung in der Schweiz erforderlich ist. Eine solche Germanistik in der Schweiz verlangt und produziert also eigentlich gerade mehr Öffnung als eine, die sich allein auf die ‚deutsche‘ Sprache und Literatur beschränkt.

Dies wäre auch eine Antwort auf die Angst vor einer ‚Provinzialisierung‘ der Germanistik in der Schweiz. Man droht mit dem Gespenst des Schrebergartens, in dem nicht einmal Tulpen, sondern höchstens Geranien gezüchtet würden. Die Germanistik dürfe nicht zum geheizten Nichtschwimmerbecken im Binnenland schrumpfen, sie bedürfe eines weltoffenen Meeresstrandes, möglichst mit einem Leuchtturm der ‚Exzellenz‘. Dem Lokalen setzt man das Universelle entgegen, für das man gleich auch den von Goethe nobilitierten Begriff der ‚Weltliteratur‘ bereit hält. Doch schon Goethe müsste sich die Frage gefallen lassen, welche Sprache denn die ‚Weltliteratur‘ spricht. Die Alternative zwischen lokaler und universeller Geltung ist eine falsche, denn das vermeintlich Universelle ist ja meist das Lokale der anderen. Der Angstreflex der ‚Provinzialisierung‘, der diese Antithese produziert, ist selbst ein Symptom der Provinzialität. Die Leistung der Literatur, vielleicht der Kultur überhaupt, ist, dass sie diese Opposition auflöst, dass sie im Einzelnen, Partikulären, lokal Gewachsenen das Universelle anschaulich und erfahrbar macht. Auch dafür könnte sich die Germanistik, wenn nötig, auf Goethe berufen.

Für die Germanistik in der Schweiz heisst dies, dass sie beides sein muss: eine Germanistik, wie es sie überall gibt, und eine, wie es sie nur in der Schweiz geben kann. Das zweite ist weniger selbstverständlich als das erste. Darum müss-

te man bei der Definition von Forschungsfeldern, von Stellenprofilen und von Programmen zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses diesen Aspekten stärker Rechnung tragen. Nur so, nicht etwa über die Nationalität der Forscherinnen und Forscher, kann es Sinn machen, eine ›Germanistik in der Schweiz‹ zu postulieren, die bewusst und selbstbewusst in der Schweiz Fuss fasst. Im Bereich der Lehrerausbildung hat die Germanistik ihren öffentlichen Auftrag akzeptiert, auch wenn er sie an die nicht immer dankbaren lokalen Schulbänke bindet. Im Bereich von Lehre und Forschung dagegen fürchtet sie den universalen Anschluss zu verlieren, wenn sie nicht das tut, was man auch anderswo tut. Dabei hat sich in den Geisteswissenschaften das Feld von Fragestellungen und Gegenständen, die im Moment angesagt sind und mit denen man sich wissenschaftlich profilieren kann, mit der Globalisierung des Wissenschaftsbetriebes paradoxerweise eher verengt. Auch wenn zu Kafka alles gesagt scheint, wird eine Kafka-Publikation auf einer Publikationsliste deutlicher wahrgenommen als eine, die zum Beispiel seiner germanistisch völlig vergessenen deutsch-schweizerischen Zeitgenossin Regina Ullmann gelten würde. (Ich nehme mich da nicht aus, habe ich doch auch schon zu Kafka publiziert, zu Ullmann aber noch nicht.) Bei dieser Jagd nach dem gerade Gängigen hechtet man in einen Mainstream, der häufig schon nach kurzer Zeit zum Rinnsal ausgedünnt ist. Dabei droht der Germanistik in der Schweiz längerfristig der Verlust an öffentlicher Legitimität und damit an materiellen Mitteln. Denn leicht könnten unsere Geldgeber auf die Idee kommen, dass das, was man auch anderswo tut und tun kann, nicht hier finanziert werden muss.

Dagegen hilft nur Originalität. Nicht umsonst macht der Schweizerische Nationalfonds – und er ist damit nicht besonders originell – die ›Originalität‹ zu einem der wichtigsten Bewertungskriterien bei der Projektbeurteilung. Verstehen wir sie in ihrem doppelten, lateinisch-französischen Sinn: Originelle Fragestellungen sollten dann ebenso eigenständig und neu sein wie bezogen auf den Kulturraum, in dem sie entstehen. Dann werden sie sich auch darüber hinaus durchsetzen, dann liegt das Weite direkt vor unseren Füßen. Im Falle Kafkas hat erst eine kulturwissenschaftlich ausgerichtete Literaturwissenschaft langsam entdeckt, dass eine universelle Geltung nicht zu trennen ist von der Verankerung in einer komplexen kulturellen Herkunft. Bei einem Dürrenmatt und vielen seiner schreibenden Kolleginnen und Kollegen aus der Schweiz wäre dies erst noch systematisch freizulegen. Dürrenmatt hat 1985 ironisch die Prognose gewagt, die Welt werde «entweder untergehen oder verschweizern». Dieser ungemütlichen Alternative wollte ich hier nicht das Wort reden, und auch nicht einer ›Verschweizern‹ der Germanistik. Oder dann höchstens einer, bei welcher der Germanistik in der Schweiz ihre eigene Welt aufgeht.

Heft 8/2011 – Aus dem Inhalt

PETER UTZ

Soll die Germanistik verschweizern?

ULRICH WYSS

Alte Germanistik? – Altgermanistik!

ELVIRA GLASER

Von Dialektologie und Sprachgeschichte. Ein Programm

SIMON BRÜHLMANN

Geschundenes Bild oder brutale Schrift? Textlinguistische Untersuchung anhand von Stefan Sagmeisters <AIGA Detroit Poster>

ROMAIN BÜCHI

Schrift und Notation

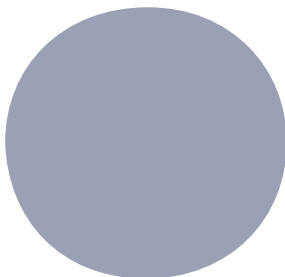
SIMONE EBERHART

Textdesign und Textwirkung

ALICIA SOLIS

«Die Schweizerinnen sind keine Schweizer.» Der öffentliche Diskurs über sprachliche Gleichbehandlung von Frau und Mann in der Schweiz

Germanistik in der Schweiz



ISBN 978-3-033-03167-8



9 783033 031678 >